Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 22. Oktober 1925

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von **Carl Schüler.**

(8. Fortsetzung.)

„Wieso?"

„Die Partei des Generals Alvarez ist an die Regierung gekommen. Alvarez ist zum Präsidenten gewählt worden. Würde ihm jetzt der Brief, den mein Vater damals geschrieben hat und in dem er über ihn ein sehr absprechendes Urteil fällte, bekannt werden, so wären die Folgen für meinen Vater sehr schlimm. Mein Vater hat gerade jetzt große Interessen in Costalinda. Es handelt sich um Eisenbahnunternehmungen. Er bedarf dazu der Unterstützung der Regierung. Ich kann Ihnen das nicht so erklären. Die Trassen der Eisenbahnen hat die Regierung zu genehmigen. Die kostspieligen Vorarbeiten sind bereits beendet, und die Pläne liegen der Regierung vor. Will nun die Regierung meinen Vater schikanieren, verwirft sie die Pläne der von meinem Vater vertretenen Gesellschaft, so ist die Ausführung der Eisenbahnen überhaupt in Frage gestellt. Damit wäre mein Vater ruiniert. Nicht nur, daß die großen von ihm angekauften Waldregionen, die durch die Eisenbahnen erschlossen werden sollten, nicht nutzbar gemacht werden könnten, sondern auch die großen Summen für die Vorarbeiten wären verloren, und mein Vater würde für den ganzen Betrag aufkommen müssen. Er hat nämlich, da er des Einverständnisses der alten Regierung sicher war, die Bürgschaft dafür übernommen, daß die Trassen der Eisenbahnen so genehmigt werden, wie sie ausgeführt worden sind."

„Wo ist der Brief jetzt?" fragte Dorival.

„Er ist noch immer in den Händen jenes Mannes, der ihn sich damals angeeignet hat. Er heißt Erich Labwein und wohnt jetzt hier in Berlin. Er hat hier ein kleines Bankgeschäft eröffnet. Er ist so eine Art Winkelbankier."

„Kann Ihr Vater ihm den Brief nicht abkaufen?"

„Mein Vater hat bereits eine hohe Summe für die Auslieferung des Briefes geboten, aber dieser Labwein hat das Angebot ausgeschlagen. Er hofft von anderer Seite mehr zu bekommen."

„Kennen Sie diese andere Seite?" fragte Dorival.

Gewiß, es sind englische Kapitalisten. An ihrer Spitze steht der Baumwollkönig Sir Howard Frederik Byford. Der möchte das deutsche Kapital und den deutschen Einfluß ganz aus Costalinda verdrängen."

Als Dorival den Namen seines Onkels nennen hörte, pfiff er leise durch die Zähne. Wiederum gedankenlos.

„Das sieht ihm ähnlich," bestätigte er.

„Sie kennen Sir Byford?" fragte Ruth erstaunt.

„Ich habe seinen Namen schon gehört," stotterte Dorival. „Er ist ein rücksichtsloser Gegner. Aber kann denn Ihr Vater diesen Labwein nicht durch einen Prozeß zwingen, ihm den Brief zurückzugeben?"

„Das würde ein sehr langer und darum vergeblicher Weg sein. Labwein würde den Brief längst an Sir Byford verkauft haben, ehe auch nur der erste Termin stattgefunden hätte. Nein, es gibt nur einen Weg, um den Brief meinem Vater zu verschaffen. Sie sagten mir doch, Sie könnten auch einbrechen?"

„Donnerwetter!" sagte Dorival.

„Nicht wahr?"

„Ja — natürlich — selbstverständlich kann ich einbrechen!"

„Sie würden einer guten Sache dienen!"

„Dja — das wär 'mal eine Abwechselung!" stotterte Dorival. Er kam sich vor wie ein Idiot.

Sie neigte sich zu ihm und sah ihn erwartungsvoll an. Bittend! Das gab ihm den Rest. Wenn man das Köpfchen dicht vor sich sieht, das einem als das krönende Wunderwerk einer sonntäglich gelaunten Natur erscheint, und wenn die Augen, die man anbetet, trauern und flehen — dann — dann macht man Dummheiten! Alle Dummheiten! Wie hieß es im Faust —

So ein verliebter Tor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Dja! Und bekanntlich soll man für die geliebte Frau durchs Feuer gehen, was sozusagen auch eine ziemliche Zumutung ist. Also — warum nicht auch ein bißchen einbrechen? Warum nicht! Gemordet hätte er für sie in diesem Augenblick. Mit Wonne!

„Wollen Sie mir denn nicht helfen?" fragte sie zaghaft.

„Selbstverständlich!"

Er griff ihre Hand, streichelte sie, und sagte zuversichtlich und beruhigend:

„Aber natürlich will ich Ihnen helfen. Ich breche bei diesem Labwein ein, nehme ihm den Brief weg, stecke ihn in einen Rosenstrauß und mache ihn Ihnen zum Geschenk!"

Er war entzückt, daß sie ihm ihre Hand nicht entzog!

Ihre Augen leuchteten auf.

„Wirklich! Sie wollen mir den Brief beschaffen? Oh, wie dankbar werde ich Ihnen sein!"

„Für Sie tue ich alles. Ich bin ja furchtbar verliebt in Sie!"

Ruth rückte schleunigst ab.

„Sie vergessen Ihr Versprechen!" sagte sie ruhig. „Bleiben wir bei unserem — Geschäft. Was beanspruchen Sie für Ihre — Ihre — Arbeit?"

Er machte ein klägliches Gesicht.

„Ich bitte um Verzeihung, ich —"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Sie sollen nicht abschweifen. Ich habe Ihnen verziehen, aber jetzt müssen Sie bei der Sache bleiben. Sie ist doch wahrhaftig ernst genug. Also, was wollen Sie haben?"

„Ich will die Ehre haben, Ihnen den Brief zum Geschenk machen zu dürfen!"

„Das geht nicht. Das kann ich auf keinen Fall annehmen. Sie können nicht umsonst arbeiten. Die Sache ist doch nicht gefahrlos. Ich biete Ihnen dreißigtausend Mark. Ich habe Ihnen ganz offen gesagt, welchen Wert der Brief für meinen Vater hat. Wenn Ihnen mein Angebot zu niedrig erscheint, so nennen Sie mir Ihre Forderung."

Dorival tat, als überlege er sich die Sache und tappte dabei, wie rein zufällig nach ihrer Hand. Aber sie erkannte rechtzeitig seine Kriegslist und versteckte die Hand hinter ihrem Rücken.

„Würden Sie auch einen Vorschuß geben?" fragte er, ihre geschäftsmäßige Art nachahmend.

„Gewiß, da ich Sie als zuverlässigen Menschen kennen gelernt habe!"

„Das ist auch nicht schlecht!" dachte Dorival.

„Schön!" sagte er. „Ich halte Sie beim Wort. Sie geben mir einen Vorschuß. Ich verlange dafür, daß ich Ihnen den Brief besorge, zwei Küsse!"

Großes Schweigen.

Er blickte sie ganz ernsthaft an. Als er sah, daß sich ein Schatten auf ihr Gesicht legte, setzte er hinzu:

„Sie bemerkten vorhin ganz richtig, daß meine Arbeit mit Gefahr verbunden ist. Diese Anzahlung würde mir Mut zu dem Unternehmen machen. Ich bin natürlich mit einem Vorschuß von fünfzig Prozent zufrieden. Zahlbar bei Abschluß."

„Ich sehe", sagte sie, ohne ihn anzublicken, „Sie machen schon jetzt keinen guten Gebrauch von dem Vertrauen, das ich Ihnen geschenkt habe. Ich habe Ihnen ein Geheimnis mitgeteilt, und Sie suchen jetzt diese Mitteilung gegen mich auszunützen. Das ist nicht schön von Ihnen. Ich habe immer gedacht, ein Kuß hätte nur dann einen Wert, wenn man ihn geschenkt bekommt."

„Ja, wenn ich wüßte, daß ich hoffen dürfte, von Ihnen einen Kuß geschenkt zu bekommen, dann wäre mir das ja auch lieber! Gut! Ich will auf den Vorschuß verzichten und die Bemessung des Honorars, nach getaner Arbeit, Ihrer Großmut überlassen. Einverstanden?"

Ruth sah ihn an und mußte lachen.

„Einverstanden!"

Ein Handschlag bekräftigte den Abschluß des Geschäftes.

„Aber nicht wahr," ermahnte sie ihn, „Sie sind recht vorsichtig?"

„Sie dürfen ganz unbesorgt sein!" Er tat so, als ob er den Brief schon so gut wie in der Tasche hätte.

„Und noch eins müssen Sie mir versprechen. Sie dürfen sich nicht zu — zu Gewalttätigkeiten hinreißen lassen."

„Die Sache wird einen ganz unblutigen Verlauf nehmen. Seien Sie ohne Sorge!"

„Sie haben schon einen Plan?"

„Aber natürlich. Wie heißt der Mann?"

„Ich werde Ihnen seine Adresse aufschreiben."

Sie zog einen winzigen Bleistift aus ihrem Täschchen.

„Haben Sie ein Blättchen Papier bei sich?"

Dorival griff in alle Taschen. Vergebens. Da fand er in der Westentasche ein zusammengelegtes Stückchen Papier. Das reichte er Ruth hin.

„Vielleicht genügt dies"

Ruth entfaltete das Papier.

„Da steht schon eine Adresse. Frau von Maarkatz."

Dorival griff hastig nach dem Papier, zerknüllte es und warf es auf den Boden.

„Eine belanglose Notiz! Hier ist ein anderes Stück Papier!" Er zog aus der Westentasche das abgerissene Stück eines Konzertprogrammes und legte es vor Ruth auf den Tisch.

„Bitte! Auf der Rückseite wird noch Platz sein."

Ruth drehte das Blättchen Papier um.

„Auch hier ist schon etwas darauf geschrieben," sagte sie und las: „Geliebter! Ich erwarte Nachricht postlagernd W. 80 unter G. L. Ich muß Dich sprechen. D. Gretchen."

„Das war überhaupt nicht für mich bestimmt!" sagte Dorival wütend. „Was für ein Zeug schleppe ich da mit mir herum! Kellner, bringen Sie mal einen Bogen reines Papier." Er warf den Zettel des Fräulein Lotz hinter dem ihrer Herrin her.

Der Kellner brachte Papier und eine Schreibunterlage. Ruth beugte sich über das Papier, schrieb die Adresse des Herrn Erich Labwein auf; schob Dorival den Zettel hin und zog dann sehr schnell ihre Handschuhe an. Sie schien es plötzlich eilig zu haben . . .

„Sie können mir schreiben, wenn Sie mir etwas Wichtiges mitzuteilen haben", sagte sie. „Und — —"

„Und?"

„Sie scheinen mit sehr vielen Damen in — geschäftlicher Verbindung zu stehen!"

Und fort war sie!

Durch das große Fenster sah Dorival sie eiligst quer über die Straße eilen, einem Auto entgegen, dessen Fahrer sie zuwinkte. Er hielt, sie stieg ein, und das Auto knatterte weiter.

Dorival aber blieb noch lange sitzen.

Er hielt Zwiegespräche mit sich selber.

„Scheußliches Pech!" stellte er fest. „Armes Mädel — die Grete Lotz — aber meinetwegen kann sie der Kuckuck holen!" Und dann war ihm, als ströme ihm feiner Veilchenduft entgegen. Er sah das schwarzgelockte Köpfchen vor sich und zwei große dunkle Mädchenaugen blickten ihn an und eine süße Stimme sagte:

„Sie haben mir doch gesagt, daß Sie einbrechen können!"

„Blödsinn! dja — aber . . . Na, romantische Sache. Was macht man da? Entweder schreibt man ihr einen vernünftigen Brief, man sei leider kein Räuberhauptmann, sondern der und der und so und so hätten sich die Dinge zugetragen — oder man spielt das Spiel.

Man hatte versprochen, bei einem Herrn Labwein einzubrechen und einen Brief zu stehlen. Tolle Sache.

Gut! Fassen wir einmal den Gedanken ins Auge! Harte Nuß! Da soll man dafür sorgen, daß im Hinterland von Costalinda wertvolle Waldungen, von deren Existenz man keine Ahnung gehabt hat, durch eine Eisenbahn gewinnbringend gemacht werden. Dann soll man dafür sorgen, daß Herr Rosenberg das in die Vorarbeiten zu der Eisenbahn gesteckte Geld nicht zu ersetzen hat. Auch, daß der neue Präsident von Costalinda nicht dadurch wütend wird, daß er erfährt, wie Herr Konsul Rosenberg ihn früher beurteilt hat.

Vor allem aber soll man stehlen und einbrechen! Gewissensbedenken ausgeschlossen! Herr Labwein ist ein Spitzbube! Aber — wie macht man das?"

7.

Am nächsten Morgen kam Umbach.

„Sehr erfreut!" sagte Dorival. „Lebst du noch?"

„Es scheint so, mein Sohn —"

„Na, also!"

„Du hast dich wohl gewundert, daß ich dir untreu geworden bin?" lachte der Rittmeister.

„Nee! Ich wundere mich über gar nichts mehr!"

„Schön! Aber es ist nicht wahr! — Na", — der Rittmeister setzte sich behaglich im Lehnsessel zurecht — „ich hatte meine Gründe, mein Junge. Eine ziemlich wichtige Angelegenheit nahm mich nötig in Anspruch: Ruth und ich sind uns nämlich einig!"

„Was?" brüllte Dorival

„Sind uns einig!" wiederholte der Rittmeister mit erhobener Stimme. „Darüber, — daß wir gar nicht zusammenpassen und einmal kreuzunglücklich werden würden!"

„Donnerwetter!" schrie Dorival. „Meinen — meinen herzlichen Glückwunsch!"

„Danke — du Egoist! Der Weg ist also frei, mein Sohn! Ich bin abgesägt und als Freund und Bruder pensioniert worden —"

„So, so . . ." murmelte Dorival. „Dir erzähl' ich bestimmt nichts!" gelobte er sich innerlich. „Du sagst ihr doch sofort alles wieder!"

Dann klopfte er dem Freund liebevoll auf die Schulter. „Na, war's schlimm?"

„Nein!" antwortete der Rittmeister gemütlich. „Ruth und ich haben uns das alles sehr genau überlegt. Siehst du — ich bin trotz aller meiner Dummheiten behäbig und ein wenig Gewohnheitsmensch und so weiter. Ruth aber ist ein Sprühteufel. Und so was paßt nicht zusammen. Sie steckt voller Romantik. Neigt zu dummem Zeug. Weiß ich in meiner Vertrauensstellung. Bin ja so 'ne Art weltlicher Beichtvater bei ihr. Da hat sie nun wieder so 'ne sonderbare Schwärmerei —"

Dorival horchte auf.

„Schwärmerei? Was für eine Schwärmerei?"

„Sie hat mir nur Andeutungen gemacht. Sie will nicht recht heraus mit der Sprache. Sie hat auf bisher noch nicht aufgeklärte Weise einen Menschen kennen gelernt, mit dem es eine sonderbare Bewandtnis zu haben scheint. Jedenfalls ist er nicht salonfähig. Der Mensch hat ihr aber mit seinem Hokuspokus das Köpfchen verdreht. Na, sie ist aus gutem Holz und wird sich bei der Sache keine Schramme in die Politur holen. Du siehst, ich bin offen. Und nun dachte ich —"

„Was dachtest du, mein Sohn?"

„Ich dachte, du könntest da ein wenig Blitzableiter spielen."

„Was?"

„Blitzableiter! Du bist doch auch ein interessanter Mensch!"

„Sehr!" warf Dorival vergnügt ein.

„Na ja — also, ich könnte dich heute abend einführen —"

„Unmöglich! Ich habe zu arbeiten. Und überhaupt: Du hast mir doch seinerzeit den Rat gegeben, ich solle mir Ruth Rosenberg nur ja —"

„Da hatte ich meine Gründe!"

„Und jetzt habe ich die meinigen!!"

Da ging der Rittmeister ärgerlich fort.

•

Das gab Dorival den völligen Rest:

Sie schwärmte für ihn!

Jetzt hätte er Dynamitbomben geschleudert für sie!

(Fortsetzung folgt.)

Frau Melittas Reise.

Humoreske von Hans Bernd.

(Nachdruck verboten.)

Frau Melitta Halberg schmollte. Das äußerte sich in eisigem Schweigen. Ihr Gatte wurde endlich böse. „Also was willst du denn eigentlich?!“ Und er stellte sich breitspurig vor sie hin. Seiner direkten Frage ließ sich nicht gut ausweichen und sie bequemte sich zu einer Antwort: „Reisen ...“

„Jetzt?! Wo wir eben von unserer Nordlandsreise heimkehrten?! Was du aber immer im Kopfe hast! Wie könnte ich jetzt fort, wo die Arbeit eben am größten ist? Und die Spesen ... Willst du das nicht bedenken?!“

Sie hüllte sich wieder in ihr boshaftes Schweigen. Da verließ er brummend das Zimmer und schlug die Türe zu.

Frau Melitta hatte sich einmal zur Bühne ausbilden wollen und dabei allerlei Brauchbares gelernt. So bekam sie jetzt augenblicklich einen „Weinkrampf“, den man durch drei geschlossene Türen hören konnte. „Diese Liebelosigkeit“, dachte sie. „Nun habe ich zwei volle Stunden geschwiegen, was mir sobald keine Frau nachmacht und trotzdem habe ich nichts erreicht! Wie er nur so hartherzig und einsichtslos sein kann! Jetzt — wo die vornehme Welt eben wieder ihre Koffer packt und es zum guten Ton gehört, nicht in der Großstadt zu bleiben! Das habe ich nun von dieser Ehe! Zwei Jahre sind wir schon verheiratet und haben erst zwölf Reisen gemacht!“

Frau Melitta ließ ein effektvolles Schluchzen hören, worauf die Köchin angstvoll hineinstürzte und allerhand stürmische Fragen stellte.

„Gnädige Frau sind krank?! Soll ich den Arzt holen? Haben Sie Schmerzen?!“

„Ich bin sehr krank, Anna ...“ Es klang wie ein Hauch vom Grabesrand her.

„Gnädige Frau zittern ja — es wird Fieber sein, mein Gott!“

„Ach ja ... Zittern am ganzen Körper ... Herzbeklemmungen ... Schwindel ... Üblichkeiten ...“

„Herrjeh! Arme gnädige Frau! Es wird vielleicht ...“ Ein sonniges Lachen huschte plötzlich über die Züge der alten Köchin.

Frau Melitta wurde plötzlich sehr munter und machte ein strenges Gesicht. Aber die Beherrscherin der Kochtöpfe ließ sich nicht beirren. „Ich glaube, der gnädige Herr hat sich's längst gewünscht! ... Daß er aber just fortgehen mußte, schade!“

„Sie irren sich!“ Frau Melitta Halberg war wieder im Vollbesitz ihrer starken Stimme. „Rufen Sie augenblicklich Doktor Thaler an, ich glaube, ich habe Magenkrämpfe!“

Eine Viertelstunde später kam der alte Hausarzt, ein Freund des jungen Ehepaares. Da er die junge Frau gut kannte, war er gleich Herr der Situation. Nach der Untersuchung gab er seine Diagnose ab. „Nichts von Bedeutung! Vielleicht zuviel gegessen.“

Enttäuscht zog die Köchin sich in die Küche zurück. Sie hatte sich so sehr gefreut ... Ach, diese modernen jungen Frauen, die wußten nichts davon, wie süß so ein kleiner zappelnder Balg sein kann ....

Doktor Thaler empfahl sich mit seinem eigenen, klugen, vielsagenden Lächeln. Frau Melitta lag auf dem Diwan und fühlte sich sehr wohl, stöhnte und seufzte aber der Form halber, daß es der guten Anna in das weiche Herz schnitt.

Um sechs Uhr kam Ingenieur Halberg vom Bureau heim. Er fand das Zimmer seiner Frau versperrt und begab sich mißmutig in sein Arbeitszimmer. Anna kam mit betrübter Miene hinein und meldete, daß die gnädige Frau sehr krank sei, augenblicklich schlafe sie ein wenig. Ingenieur Halberg stürmte zum Telephon:

„Hier Thaler! ...“ „Ich bitte dich, Doktor, was fehlt meiner Frau?!“

„Nichts! Launen. Ihr habt wohl gestritten?!“

„Ja ... Weißt du ... Moment, ich will nur die Tür schließen ... Hallo! Also, sie will nämlich wieder reisen, was gegenwärtig unmöglich ist. Wie treibe ich es ihr nur aus?!“

„Warte mal! ... Ich komme heute abend wieder hinüber. Natürlich kein Wort von unserem Gespräch zu deiner Frau! ... Du, deine Frau ist doch abergläubisch, nicht?!“

„Ja, auch. Sie glaubt an gutes und böses Omen, an Rauchfangkehrer und so weiter.“

„Desto besser! Verlasse dich auf mich! Und auf Wiedersehen!“

Am Abend empfing Frau Melitta den alten Arzt mit verweinten Augen.

„Wie geht es denn, meine liebe Gnädigste?! Und wo ist der Herr Gemahl?“

„Mir geht es schlecht und er arbeitet!“

„Hm — ich hätte einen Vorschlag. Wir gehen alle drei ein wenig aus — ins Kino vielleicht. Ja? Der neue Film „Schönheit ...“ soll sehr gut sein ... Ich will mal ins Arbeitszimmer des Gestrengen gehen und ihn holen. Ziehen Sie sich unterdessen an, gnädige Frau. Sie brauchen heute ein wenig Zerstreuung, weiter nichts!“

Kurze Zeit später schritt Frau Melitta zwischen den beiden Herren dem Kino zu, dessen rote Plakate schon von weitem im Lampenlicht lockten. Der Arzt lächelte in der Dunkelheit stillvergnügt vor sich hin. Die junge Frau sprach nur zu ihm, Heinz schien nicht zu existieren.

Endlich saßen sie vor der Leinwand. Ein arg verwickelter Vorgang spielte sich da ab, die Leute kamen aus der Aufregung nicht heraus. Frau Melitta war ganz Auge. Da gab es eine reizend schöne Frau, die ihren Anbeter brüsk abweist und eine Reise nach dem Süden antritt, während er mit wehem Herzen zurückbleibt. Ein Eisenbahnunfall beraubt sie ihrer herrlichen Schönheit, verunstaltet kommt sie in die Heimat zurück und er, den sie grausam quälte, liebt sie, von der sich alle Anbeter abwenden, in seiner stillen, dienenden Art wie zuvor. An seiner Seite findet sie ein ruhiges Glück, das abseits liegt von dem bunten Getriebe der großen, falschen, leeren Welt .. Frau Melitta war sehr gerührt. Und am Heimweg sprach sie kein Wort. Ob das nicht ein Fingerzeig war, daß sie nicht reisen sollte! Sie selbst könnte ja auch das unselige Schicksal treffen, bei einem Eisenbahnunfall zu verunglücken. Und dann an einem Stocke herumzuschleichen, ein Auge verbunden, die Linke in der Armbinde ... Nein!

„Wie gefiel Ihnen das Stück?“ fragte der Arzt.

„Ach — es war ja nett, aber mir ist das Reisen verleidet worden!“ sagte Frau Melitta leise, damit ihr Mann sich doch nichts einbilde.

Hinter ihrem Rücken warfen die Freunde einander bedeutungsvolle Blicke zu.

Als der Arzt sich verabschiedet hatte, und sie Seite an Seite über die stille Straße schritten, schob der Gatte seinen Arm zärtlich unter den ihren.

„Tut dir noch etwas weh, Melitta?“

„Nur das Gewissen, Schatz ... Ich habe dich heute so sehr gequält!“

„Wenn es dir nun leid tut, will ich's vergessen!“

„Ich will dich nicht mehr mit Reiseplänen martern“, sagte sie leise und schmiegte sich an ihn. „Weißt du, es wäre doch furchtbar, bei so einem Eisenbahnunglück dabei zu sein!“

„Und seine Schönheit einzubüßen!“ ergänzte er neckend und drückte ihren Arm fester an sich.

Das Bettelweib von Locarno.

Von Heinrich von Kleist.

Am Fuße der Alpen, bei Locarno, im oberen Italien (jetzt im italienisch-sprachigen Schweizer Kanton Tessin), befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom Sankt Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: Ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz, derart, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Ächzen niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände geraten war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunterkam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Ächzen niedergesunken sei.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus

und sagte, er wolle sogleich aufstehen und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der Tat mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise, am anderen Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah und, nachdem er die Tür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht getan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sich noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der Tat in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste, was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken und dem Vorfall irgend eine gleichgültige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Tür desselben ein, dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen.

Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzten sich gegen 11 Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Darauf in dem Augenblick der Mitternacht läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer, und während der Marquis, der den Degen ergriffen: „Wer da?“ ruft und, da ihm niemand antwortete, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Tore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen und dasselbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendiglichste Weise bereits umgekommen und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

Bunte Chronik

*** Eine Champagnerpfropfen-Börse.** Ein schwunghafter Handel wird in London mit alten Champagnerpfropfen betrieben. Wie ein Blatt mitteilt, gibt es sogar eine richtige Börse, auf der die Käufer und Verkäufer in Hausse und Baisse spekulieren. Viele Tausende alter Pfropfen gehen jede Woche von einer Hand in die andere über. Die Lieferanten sind die Kellner, die von Agenten besucht und aufgefordert werden, sämtliche Pfropfen aufzubewahren, die sie aus den Flaschen ziehen. Diese Agenten unterhalten eine Art „Clearing House“, dessen Adresse jedem Londoner Kellner bekannt ist. Die Kellner selbst oder Mittelsmänner bringen allwöchentlich die Champagnerpfropfen in großen Mengen nach dieser Börse, wo sie sie in klingende Münze umsetzen. Der „Pfropfen-Bankier“ erwirbt die Korke nach dem Tagespreis, der wechselt, und verkauft sie dann wieder an die Champagnerfirmen mit einem Aufschlag, der ihm ein beträchtliches Einkommen bringt. Nicht jeder Champagnerpfropfen wird gleich behandelt und gleich bezahlt. Es gibt auch hier „Favoriten“, und zwar steht die Beliebtheit der Pfropfen im umgekehrten Verhältnis zu der Beliebtheit der Marken. Wenn eine Champagnermarke nicht recht geht, dann veranstalten die Champagnerfirmen eine künstliche Hausse in dem Pfropfen dieser Marke und üben dadurch auf die Kellner einen starken Anreiz aus, diese Marke mehr zu empfehlen. Das gleiche ist bei neuen Champagnerfirmen der Fall, die durch die hohen Preise, die sie für die Pfropfen ihres Fabrikates zahlen, die Kellner zur Ansammlung größerer Mengen anspornen wollen.

*

*** Ein unlösbares Rätsel.** Auf dem Pflaster der Sakristei der Kirche Pieve Terzagni in Tremoni befindet sich folgende Inschrift:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Man hat sich lange über diese Worte, die keinen Sinn haben, den Kopf zerbrochen, ja sogar lange Abhandlungen darüber geschrieben. Da die Inschrift die Mosaikbilder der vier Evangelisten umgibt, glaubte man, sie in Beziehung zu ihnen setzen zu müssen. Aber unterdessen hatte man die rätselhafte Inschrift auch in anderen Kirchen gefunden, so in Capestrano, in Magliano, in der Kirche der Augustinerinnen in Verona, in einigen mittelalterlichen Kirchen Englands und Frankreichs, ja auch in Aegypten und Abessinien ist sie nicht unbekannt. Man entdeckte sie auch in einer Bibel aus der Karolingerzeit, auf einem Siegestempel der spanischen Inquisition, auf der Stempelmarke der österreichischen Schatzkammer aus dem Jahre 1572 und auf dem Boden eines alten Silberbechers, der auf der Insel Gotland gefunden wurde. Das Rätsel der Inschrift hat niemand zu lösen vermocht, doch hat der italienische Professor Pansa in einer Abhandlung eine Deutung gegeben, die viel für sich hat. Die Buchstaben sind nämlich so angeordnet, daß sie von vorn und hinten, senkrecht oder wagerecht gelesen werden können, ohne zu einer andern Zusammenstellung zu führen. Es handelt sich also um ein Palindrom von vierfacher Potenz. Pansa vermutet nun, daß der Erfinder der Inschrift damit das Gleiche habe ausdrücken wollen, was in der Bibel durch den Wind und durch die Bewegung des sich vor- und rückwärts drehenden Rades ausgedrückt werden will: die Ewigkeit, das Unendliche, Gott selbst. Die Inschrift sei nur der schriftliche Ausdruck dieses Gleichnisses. Zweifellos spricht die Häufigkeit der Verwendung für kirchliche Zwecke sehr stark für die Richtigkeit dieser Deutung, ohne doch unbedingte Gewißheit für sich in Anspruch zu nehmen, das Rätsel endgültig gelöst zu haben.

Lustige Rundschau

*** Definition.** „Papa, was ist das, die Börse?“ „Ein kleiner Beutel, in dem man die Ersparnisse aufbewahrt, und ein großes Gebäude, wo sie verloren werden.“

*

*** Streng nach Vorschrift.** Ein Herr steigt im Hochsommer in ein Zugabteil, aus dem ihm Backofenglut entgegenschlägt. Die Fenster scheinen stundenlang nicht geöffnet gewesen zu sein. Ein Herr sitzt bereits im Abteil, der den neuen Fahrgast mit den Worten empfängt: „Gott sei Dank, daß Sie kommen, Sie wissen gar nicht, wie ich mich darüber freue!“ „Ja, ich verstehe aber nicht . . .?“ „Nun, so lesen Sie doch, was hier steht: „Das Öffnen der Fenster ist nur mit Zustimmung der Mitreisenden gestattet! Und bis Sie kamen, war ich doch ganz allein hier!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.